

(Nachdruck verboten.)

## 9) Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.

Von Peter Rosegger.

Die Umstehenden hatten mit gemischten Empfindungen und Geberden zugehört. Einerseits waren sie überrascht von den hohen Preisen, die sie hier nennen hörten, dann wurmte es sie, daß der Fremde ihre Grundstücke doch so wegwerfend abthat; andererseits hofften sie, daß deswegen der Handel nicht zustande kommen würde.

„Herr!“ sagte nun der Guldeisner hastig, „da mögen Sie weit umgeben, einen Hof, wo alles so beisammensteht, das Vieh, die Fahrnisse doppelt und dreifach, die Gebäude in gutem Zustand, so was finden Sie nicht mehr.“ Fast im Flüstertone sagte er es, denn er war nicht gewohnt, sein Besitztum mit Worten zu loben, er wußte zu gut, es lobte sich selbst.

„Die Gebäude,“ antwortete der Kämpelherr, „schätze ich nach dem Holzwerth. Ich würde sie zu Kohlen verbrennen lassen.“

Das wollte dem Guldeisner schier ein wenig ans Herz zucken. Seinen stattlichen Guldeisnerhof zu Kohlen brennen! — Allein das Herrenschloß draußen in Krebsau, welches er sich bereits beschaut hatte, ist noch vornehmer, als das alte Bauernhaus da oben, es ist aus Backsteinen gebaut und mit Schiefern gedeckt, das kann nicht zu Kohlen gebrannt werden. Holz ist Holz, und Geld ist Geld. Jeder ein Narr, der sich's besser machen kann und thut's nicht . . .

„Herr Kämpelherr,“ sagte der Großbauer, und seine Stimme bog sich weicher, als es ihm selber lieb war, „das einund-dreißigste Tausend machen Sie voll! Werden nachher mit der Wirthschaft um so mehr Glück haben.“

„Dreißig tausend sieben hundert Gulden und keinen Kreuzer mehr,“ sagte der Kämpelherr gleichmüthig.

„Wenigstens,“ flüsterte der Guldeisner und legte sich mit dem Oberkörper über den Tisch hin, „wenigstens einen guten Veihlauf dazu!“

„Pfui Teufel!“ brummte einer am Nebentische, „der Großbauer bettelt!“

„Veihlauf?“ fragte der Kämpelherr, „für wen denn? Der Guldeisner hat ja, so viel ich weiß, keine Frau.“

„Das nicht, Frau nicht. Ist eh so,“ stotterte der Bauer und trank.

„Ich bitte Sie, Stepper!“ rief der Kämpelherr dem vorübergehenden Wirth zu, „sagen Sie meinem Kutscher, daß er einspannen soll.“

„Geschwind wie der Wind,“ entgegnete der dienstfertige Mann und eilte davon.

Der Guldeisner hatte sehr rothe Wangen bekommen, seine Nasennüstern zuckten stark, seine Augen rollten lebhaft hin und her, und mit den Fingernägeln trommelte er auf dem Tische. Plötzlich riß er sein rothes Taschentuch aus dem Sack und rieb sich damit von der Stirne die kalten Schweißtropfen. Hoch vom Bergesrücken herab winkten ihm die alten Tannen und Lärchen seines Waldes. Hinter jungem Anwuchs ragten die Kronen auf, von den Schirmbäumen seines Hauses. Einen Augenblick war ihm, als ob eine Stimme durch die Luft weine: Franz! Franz, bleib' uns getreu! — Die Stimme der Vorfahren, die im Grabe schliefen. — Der Kämpelherr zog die Geldtasche hervor, um dem Wirth die Beche zu bezahlen, und als der Guldeisner die großen Banknoten sah, die ganz unordentlich in das Lederfach hineingepfercht waren, da verlor er die Besinnung. „Gottswill, Kämpelherr, der Guldeisnerhof gehört Dein!“ rief er und schlug in die Hand.

Mehrere der Umstehenden sprangen von ihren Bänken auf. „Schade um die braven Eltern, die Du gehabt hast!“ sagte einer halblaut. Das hörte der Guldeisner; sonst hätte er derlei Anzüglichkeiten mit stiller Verachtung bestraft, jetzt fühlte er die Nothwendigkeit, sich zu verteidigen.

„Meine Eltern!“ schmetterte er scharf aufsehend, „was habt Ihr mit ihnen?“ Dann sagte er gemüthlicher: „Unsere Vorfahren — Euere wie meine — sind selbst nicht in Altenmoos geblieben. Keiner! Kein Einziger.“

„Freilich sind sie nicht in Altenmoos geblieben,“ lachte der jetzt herbeigekommene Dreisam, „weil man sie hat hinausgetragen auf den Sandebner Kirchhof.“

„Schon gut. Ganz gut,“ sagte der Guldeisner, aber jetzt war er heiser, „die mögen nicht einmal begraben liegen in Altenmoos. Und unsereiner sollt' da lebendig versauern? Ein Narr müßt' einer sein!“

Der Kämpelherr brach eine frische Flasche an. Der Guldeisner hieb mit der Faust auf den Tisch, daß die Bretter surrten. „Aus ist's und gar ist's!“ rief er. „Jetzt haben wir Feierabend. Jetzt ist's lustig, jetzt hebt der Festtag an!“

Der Kämpelherr zählte ihm gleichgiltig, als wären es Spielkartenblätter, die Banknoten vor. Dabei wollte sich der Wind einmischen, dieser war der Meinung, so viel Geld sollte nicht einem einzigen Menschen zufallen, und er suchte die Tausender ein wenig unter der Gesellschaft zu zerstreuen. Aber der Kämpelherr beschwerte das gezählte Banknotenbüschel mit seinem Taschenmesser, daß er dem Bauer nun auch die Hunderter vorziffern konnte. Der Guldeisner nahm die Zigarre aus dem Mund, klemmte sie aber sofort wieder zwischen die Zähne; die Leute sollen sehen, daß ein Guldeisner wegen des Indenackstehens von dreißig tausend Gulden das Tabaksfeuer nicht ausgehen läßt. Er bog den Papierbuschen mit scheinbarer Gleichgiltigkeit zusammen und schob ihn in seine Brusttasche.

Da hieb ihm auf einmal der Altknecht des Reuthofers, der Luschel-Peterl, die Hand auf die Achsel: „Franz, namla wohl wahr, heut' zahlst eins!“

„Seit wann?“ fragte der Guldeisner und wendete sich um, „seit wann sind denn wir zwei so gute Kameraden miteinander?“

„Gute Kameradschaft ist alleweil schön. Gewiß auch,“ versetzte der Knecht, „wenn ich auch frei ein bißel älter bin als wie Du, und ein Bauernknecht, desweg bin ich nicht hochmüthig und verachte niemand. Bist auch einmal wer gewesen, Franzl. Wohl war ist's!“

Der Mann wußte nicht, wie ihm geschah. War er denn der Guldeisner nicht mehr, vor dem alle Altenmooser Leute Ehrerbietung oder Furcht hatten? — Er war es nicht mehr. Der Boden, auf dem er so fest und stolz gestanden, war plötzlich weggezogen unter seinen Füßen, er zappelte in der Luft. Aber er wollte zeigen, wo jetzt seine Stärke lag, nicht mehr auf dem Erdboden, sondern in der Tasche. Das Geld riß er herans und schrie: „Steppenwirth! das große Faß vom Besten zapf' an! Die Altenmooser Leut' sollen trinken! Trinken, so viel sie mögen! Ich zahl' alles!“

Beugte sich nun der Sepp in der Grub vor von seinem Sitz und sagte: „Wir Altenmooser Bauern können freilich trinken, so viel wir mögen, das wissen wir. Und daß wir unsere Sack' auch selber zahlen können, das sollst Du wissen.“ Er stand auf und ging in die Stube. Mehrere machten es ihm nach, darunter der Dreisam und der Luschel-Peterl.

Der Dreisam sagte: „Wir brauchen den abgehausten Guldeisner nicht dazu. Das größte Faß vom Besten wird sowieso angezapft. Der Herr Waldmeister soll hereinkommen, wir wollen jetzt ein anderes Zauberstückel miteinander probiren.“

Der Waldmeister ließ nicht auf sich warten, und jetzt ging in der Stube die Geschichte mit dem Bart an.

„Wer hat den stärksten Bart?“ fragte der Wirth seine Gäste.

„Der Dreisam!“ riefen sie. „Glaub' nicht,“ sagte der Wirth und zog einen Schlüssel aus dem Sack, „der da, dem er sperrt mit dem Bart das Kellerschloß auf.“

„Ersterweise!“ rief der Waldmeister schnarrend und zeigte auf den Dreisam. „Der Kerl sagt, sein Bart wäre länger gewachsen, als ich an einem Tag laufen könnte. Er soll den Ausspruch wiederholen!“

„Mein Bart ist länger gewachsen, als der Herr an einem Tag laufen kann,“ sagte der Dreisam und zog seinen Bart mit den Händen auseinander, daß man dessen ganze Länge und Leppigkeit sehen konnte. Hinter dem Ofen schlug eine Ansel.

„Altes Lügenmaul!“ beehrte der Waldmeister auf. „Der Rauber in Gräg hat den längsten Bart gehabt, und hat ihm der nicht weiter als bis an die Behen gelangt! Der Friedrich

\*) Veihlauf = Extragebld, Drausgabe für das Eheweib.

Barbarossa, lieft man, hat einen übernatürlichen Bart und ist doch nicht länger als dreimal um den steinernen Tisch gewachsen. Und so ein lumpiger Bauernfant will sich prahlen mit seinem Fuchschweif am Rinn."

"Schrei wie Du willst," sagte der Dreisam, "mein Bart ist halt doch länger gewachsen, als Du laufen kannst in einem Tag. — Sagt einmal, Männer, wie lang trag ich schon den Bart?"

"Dreißig Jahr und länger," riefen sie.

"Wie voll, wenn man die Haar' zählen will?"

"Die Haar'? Gewiß über zwei tausend."

"Wie lang?"

"Eine halbe Elle im Durchschnitt das Haar," stimmten sie.

"Gut," sagte der Dreisam und schmunzelte, "zweimal im Jahr abschneiden, macht zweitausend Ellen Haar, in dreißig Jahren sechzigtausend Ellen. Kann der Herr an einem Tage sechzigtausend Ellen weit laufen?"

Hinter dem Ofen zwitscherte ein Gimpel.

Jetzt brach das Gelächter los.

"Ja," rief der Waldmeister, "wenn Ihr die Haare hintereinanderlegt! Ah, da glaube ich's!" Er lachte auch, aber sein Lachen war säuerlich. Uebertölpelt! Bauernwitz! Es ließe sich — dachte er — schon was entgegen, aber die Dummel sind zu schlagfertig.

"Dreißig Maß, hat der Herr Waldmeister gesagt?" fragte der Dreisam mit einer ganz niederträchtigen Geschmeidigkeit.

"Sauf' Dich zu todt!" knirschte der Oberförster und verlor sich in der Menge. Der Gimpel hinter dem Ofen zwitscherte so lange, bis man dem Luschel-Peterl sein Recht anthat — einen guten Trunk, in welchem die Vogelstimmen denn auch bald erstickten.

Auf der Ofenbank neben dem Vogelstiefler saß auch der Bauer Wegerer. Er hatte den Verlauf der Wette mit großer Aufmerksamkeit verfolgt, nun schüttelte er den Kopf und sagte: "Schau, schau! Hätt' mir's nit gedacht, daß es so ausgeht. Ist ihm rein aufgesetzt, dem Herrn Waldmeister, daß er den Wein muß zahlen."

Bei dem Wegerer war nämlich alles "aufgesetzt", das heißt angeboren, vorausbestimmt. Man soll sich bei dieser Anschauung nicht schlecht stehen: Man läßt alle Biere gerad' sein, oder auch krumm, läßt den Herrgott einen guten Mann sein, oder auch einen schlimmen und hat, was auch geschehen mag, keine Pflicht und keine Schuld. Jeder Hagelschlag aufgesetzt. Jede Krankheit aufgesetzt. Jede Schleichigkeit und jede Thorheit aufgesetzt. Als man einige Zeit vor diesem Tage dem Wegerer den feisten Widder aus der Halde gestohlen hatte, verzichtete er auf die Verfolgung des Diebes. "Dem Widder ist's halt schon so aufgesetzt gewesen, daß er gestohlen werden muß."

Und als vorhin die Verhandlung gewesen war zwischen dem Kampelherrn und dem Guldeisner, hatte der Wegerer zwischen der Leut' Köpfe hingelugt und gemurmelt: "Wird er? Wird er nit?" Und als der Guldeisner gefallen war, klatschte der Wegerer erregt in die Hände und rief: "Gedacht hab' ich mir's! Ist ihm schon so aufgesetzt gewesen, daß er sein Haus muß vertun!"

Dem Guldeisner war nicht behaglich. Er saß immer noch am Lindentisch, wollte sich nun aber zum Heimgang rüsten. Heimgang? Er stand auf und ging. An der Brücke blieb er stehen und that, als ob er in den Fluß hinabschaue, was die Forellen machten. Heimgang? — Einen Holzknecht, der des Weges kam, rief er an, ob sie Zwei nicht miteinander gehen wollten?

"Wahr ist's," sagte der Holzknecht, "haben eh einen Weg selbänder." Er war geschmeichelt, daß ihn der Großbauer heute so freundlich angesprochen. Dem Großbauer aber war bange um sein Geld und darum wollte er den einsamen Weg nicht allein machen. Was war denn vorgegangen, daß er jetzt auf einmal die Furcht wahrnahm? Er war bisher alle diese Wege gegangen bei Tag und bei Nacht, daß ihn jemand anpacken und berauben könne, war ihm nie eingefallen. Den Guldeisnerhof und das weite Gelände konnte ihm keiner wegnehmen, forttragen. Und jetzt war jeder Wicht im stande, den Griff nach seinem Vermögen zu thun und ihn zum Bettler zu machen. So schwach war er geworden.

Die Unterhaltung unterwegs war einsilbig, und der Holzknecht dachte: Für Deine Langweiligkeit hättest Du Dir just keinen Wegkameraden aufjugabeln gebraucht, die hättest Du für Dich allein heimtragen können. Bei dem Hofe angekommen, verabschiedete sich der Guldeisner von dem Begleiter kurz und

herrisch; es wurmte ihn, daß er seiner bedurft hatte. Herrische, selbstmächtige Leute haben vor jedem Abneigung, von dem sie einmal eine Wohlthat nehmen mußten; sie fühlen sich am behaglichsten bei Leuten, die sie je nach Belieben aufrichten oder niederdrücken können.

Im Guldeisnerhofe versammelte der Bauer noch an demselben Abende sein Gefinde. Er theilte den Knechten und Mägden mit, daß er den Hof verkauft habe, daß sie im Spätherbst nach eingeheimster Ernte ihren Jahrlohn erhalten würden und dann ihres Weges gehen könnten.

Die Leute schauten einander verblüfft an. Wenn der Winter kommt, sind sie obdachlos.

Mühten sich halt umsehen, war sein Rath, der Kampelherr brauche vielleicht Holzleute. Oder draußen in den Fabriken. Oder in den Lettenbacher Kohlenbergwerken. Wer arbeiten wolle, der finde überall Erwerb.

"In den Kohlenbergwerken," sagte ihm einer der Knechte halbstingenden Tones nach. "Na, wenn der Bauernknecht über der Erden keinen Platz mehr hat, muß er halt unter die Erden hinab."

"Schäm' Dich, Bauer!" Dieses Wort schleuderte der zweite Knecht dem Guldeisner ins Gesicht. Dieser bäumte sich auf und warf dem Frechen einen finsterstolzen, drohenden Blick zu, der sonst die Keckheit und Widerhaarigkeit des Gesindes, wenn sich's doch einmal herfürthat, sofort in den Grund zu bohren pflegte. Heute lachten sie ihm ins Gesicht. Die Knechte hatten besser lachen können, als die Mägde.

Mergerlich zog der Bauer sich in sein Zimmer zurück. Aber als er hinter sich die Thür zuschlagen wollte, klemmte sich ein Ellbogen dazwischen. Die Küchenmagd folgte ihm in die Stube und fragte, ob sie auch unter die Holzschläger oder Bergknappen gehen müsse?

"He, he," lachte er überlaut, "ist eh in Altenmoos auch noch schön."

"Was soll denn geschehen mit mir?" fragte sie mit einer Stimme, die vor innerer Erregung heiser und tonlos war.

"Sepherl!" entgegnete der Bauer geschmeidig und drückte ihr die Hand. "Laß heute die Küchentür offen, ehevor Du schlafen gehst, wir wollen noch reden davon."

Spät abends, während die beiden in der Küche davon redeten, lehnte im Stalle am Futterbarren die Kuhbirn und schluchzte und wimmerte: "Dieser Guldeisnerhof ist mein Unglück."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

3]

## Verlassen.

Von K. Barantsewitsch.  
Autorisirte Uebersetzung.

(Schluß.)

Von neuem dringt das trübe Morgenroth durchs Fenster; aber mit seinem schwachen Scheine zieht auch die Kälte in die ärmliche Isba. Zwei kleine Wesen liegen auf einem Haufen Lumpen und zittern. Ihre Augen, die vor Hunger glänzen, starren ins Leere.

Unbeweglich hängt die Wiege an ihrem Haken, und ebenso unbeweglich liegt darin der kleine blasse Körper mit geschlossenen Augen. Wasjuta schreit nicht mehr; nur zuweilen reißt er den Mund weit auf und schnappt nach Luft.

"Trinken!" wiederholt Petka.

Die Qualen des Hungers erreichen den Gippelpunkt. Paragula's Gesichtszüge verzerren sich; ein Ausdruck der Gier, der Grausamkeit und Wildheit tritt in ihre Augen; und von neuem beginnt sie, fast unbewußt, zu suchen. Sie leckt die ungewaschenen Löffel und Gabeln ab, und sammelt die Krümchen auf, die die Mäuse noch nicht fortgeschleppt haben. Dann trinkt sie Wasser und giebt Petka zu trinken.

Wieder legt sie das Gesicht an die Scheibe und ihre Augen heften sich gierig auf den Schnee. Sie rührt sich nicht vom Fenster oder von der Thür fort.

Und der kleine schwache Körper ist vom Hunger noch schwächer geworden; die Haut spannt sich; die kraftlosen Beine können sich kaum noch bewegen.

"Trinken! Mir thut alles so weh! . . . Trinken!"

Und das schwache Geschöpf schleppt sich zur Lonne, nimmt den Krug in die zitternden Hände und bringt das trübe Wasser an die ausgetrockneten Lippen des kleinen Bruders.

Die Hoffnung lebt noch immer in den kleinen Herzen . . .

"Er wird kommen, er wird kommen, der Vater," sagt sich Paragula, um sich zu beruhigen. "Er wird fortgegangen sein, um Brot zu holen, und sobald er welches gefunden hat, kommt er zurück." —

Die Tage sind kurz im Winter. Wieder bricht die Dämmerung herein; dunkle Schatten erfüllen die Isba. Die Gegenstände verdichten sich in eine einzige, unbestimmte Masse, aus welcher die Decke der Wiege wie ein weißer Fleck herausragt.

Alles ist stumm in der Jesba. Selbst die Mäuse haben sich davon gemacht, um nicht Hungers zu sterben; sie knabbern nicht mehr unter der Diele. Eine Grabeskälte herrscht überall. Und die armen, kleinen, erschöpften Wesen kämpfen noch immer . . .

Der kleine, brennende Kopf lehnt sich gegen die mit Eis bedeckte Fensterscheibe; die müden Wimpern fallen zu; und lange, schöne Träume ziehen an Paragula vorüber . . .

Sie sieht Berge von Brot, Satten mit Milch, die sie sonst so selten zu Gesicht bekommt; sie sieht die Mamka, die sie herzt und streichelt und zu sich heranzieht nach irgend einem Ort, wo es so hell und klar ist, wo es so viele, hübsche Blumen giebt, Blumen, die sie noch niemals gesehen hat. Petka ist bei ihnen und läuft lachend und singend herum. . . Aber Wajjuta ist nicht bei ihnen. Paragula sucht ihn und kann ihn nicht finden, als hätte ihn jemand fortgebracht und hielte ihn versteckt. . .

Und plötzlich, mitten in ihren Träumen hört sie einen schrecklichen, herzzerreißenden Schrei, und sogleich erinnert sie sich an Wajjuta.

„Der arme Wajjuta schreit! Was hat man ihm gethan?“

Sie erwacht und schleppt sich, durch die Finsterniß tappend, bis zur Wiege. Alles ist ruhig darin, ganz ruhig. . .

Sie steckt die Hand in die Wiege und berührt den kleinen nackten, eisalten Körper. Sie tappt weiter, kommt zum Gesicht und berührt mit ihrem Finger den offenen Mund. Und — entsetzlich — in dem Munde spürt sie dieselbe Kälte.

Es durchfährt sie wie ein elektrischer Schlag. Sie erkennt in ihrem kindischen Sinn, daß Wajjuta todt ist, todt ist wie ihre Mamka; aber sie will noch nicht daran glauben!

„Wajjuta! Wajjuta!“ murmelt sie und fängt an, ihn hin- und herzubewegen und zu schaukeln . . . doch keinen Ton bringt sie aus dem Kleinen hervor.

Pfötzlich erfährt sie ein instinktiver Schrecken. Sie springt zum Fenster, vergräbt das Gesicht in die Hände und bleibt ohne zu athmen, ohne sich zu bewegen stehen. . .

Die Morgenröthe verließ ihr wieder einigen Muth. Sie entschloß sich, vom Fenster fortzugehen. Aber kaum hatte sie einige Schritte gethan, als ein unwiderstehliches Verlangen, sich Bewegung zu machen, sie erfaßte. Sie ging zur Tonne, schöpfte Wasser daraus und gab Petka zu trinken, der ebenso wie Wajjuta unbeweglich, ohne zu weinen dalag und nicht zu trinken verlangte, trotzdem aber gierig seine Lippen mit dem Wasser benetzte.

Als sie Petka zu trinken gegeben hatte, fühlte sie plötzlich eine außerordentliche Zärtlichkeit für ihn; sie nahm ihn auf den Schooß, streichelte ihm den Kopf, wiegte und tröstete ihn.

„Petegola! Petuschka! Petumol!“ sagte sie, ihn küssend. „Weine nicht, mein Täubchen. Weine nicht, weine nicht, mein Freund! Der Vater kommt ja! Er kommt ja, mein Kind!“

Vorsichtig legte sie ihn auf die Bank und blieb mitten in der Jesba stehen. . . Noch immer wollte sie suchen und retten. . . Ihre Hände zitterten, der Kopf wirbelte ihr, entsetzt blickte sie auf die Wiege, wandte aber sogleich den Kopf ab. Pflötzlich bemerkte sie einen Haufen Spähne. Ein Gedanke schoß ihr durch den Kopf. . . Sie raffte die Spähne zusammen und warf sie mechanisch in den Ofen. . . Diese Arbeit erforderte viel Zeit. . . Als sie aber fertig war, nahm sie ein Streichholz und zündete das Feuer an. Augenblicklich flammten die Spähne auf.

Eine lebhafteste Flamme erhellte die ganze Jesba. Sie kauerte sich vor dem Ofen nieder, nahm den Kopf in beide Hände und sah zu, wie die Spähne sich verzehrten.

Seltene Gedanken schossen ihr durch den Kopf. —

Lange vor Tagesanbruch zündete Sila's Weib ihre Kerze an, und begann, in ihrer Jesba aufzuräumen. Sila, der noch im Bett lag, betrachtete mit halbgeschlossenen Augen das Treiben seiner Frau. Aber lange durfte er nicht so liegen bleiben. Die „Baba“ hieß ihn aufstehen und schickte ihn zum Reifigholen in den Wald.

Zu diesem Winter brauchte man in der That viel Holz; die Bitterung war sehr streng, und die Weihnachtszeit nahte; da mußte man Kuchen backen und ein Schwein schlachten.

Sila brummte ein wenig; doch was sollte er thun? Er kleidete sich daher warm an, spannte sein Pferd an den Wagen und fuhr zum Walde.

Bald hatte er Prov's Jesba erreicht; als er davor stand, wurde er blaß. Ein dicker Rauch, der immer stärker wurde, drang aus dem Schornstein.

Sila sprang von seinem Schlitten, band sein Pferd an und lief zur Jesba. Ein Vorlegeschloß hing an der Thür. Er wunderte sich und Schrecken durchrieselte seine Glieder. Er versuchte zu klopfen, zu schreien; keine Antwort! Und noch immer drang der Rauch, immer dichter, immer dichter aus dem Schornstein.

Sila lief um die Jesba herum, blickte in das Fenster und sah Paragula vor dem Ofen niedergekauert sitzen.

Der Muschil weiß nicht mehr, was er denken soll. Er stürzt auf die Thür zu und schlägt mit seiner Axt auf das Schloß; dasselbe weicht, und die Thür öffnet sich.

„Paragula!“ schreit Sila; „wo ist der Vater?“

Paragula erhebt das Haupt, sieht ihn mit blöden, wirren Augen an und fällt wie ein Bünd Stroh zur Erde.

Der Muschil eilt zur Wiege und bemerkt das todtte Kind.

Entsetzt erhebt Sila die Arme gen Himmel. . .

Die Baba erwartete ihren Mann mit solcher Ungeduld, daß sie es nicht mehr zu Hause aushalten konnte und ihm entgegenlief. Bald erschien Sila; aber statt des Reifigs hatte er auf seinem Schlitten etwas liegen, das in Lumpen und Decken eingewickelt war.

Das kleine Pferd dampfte.

„Was giebt's denn da?“ fragte die Hausfrau erschreckt.

„Gott hat sie uns aus dem Walde geschickt!“ erwiderte Sila.

„Gieb ihnen zu essen und wärme sie ein wenig auf. Was den Kleinen anbetrifft, so braucht er nichts mehr. — — —“

Der Frühling brach herein. Die Luft wurde wieder warm, die Sonne schien in vollem Strahlenglanze, der Schnee schmolz, die Bächlein flossen, und es erschien das neue Gras.

Zu dieser Zeit fanden zwei Muschils, die den Wald durchzogen, in einer Pichtung den Leichnam eines Mannes; und man erkannte in demselben den Waldhüter Prov. —

## Kleines Feuilleton.

— Von einer Hofsagd erzählen sächsische Blätter folgendes: In den prächtigen Waldungen der Dresdener Gaiße, woselbst alljährlich Hofsagden stattfinden, werden vom Forstpersonale stets einige kapitale Stücke Hochwild bereit gehalten. Die Thiere werden das ganze Jahr über gehegt und gepflegt, und wenn die königliche Jagd stattfindet, in den Schuß getrieben. Schon im vorigen Jahre war es auf gefallen, daß kurz vor dem Tage der Jagd kein einziges der Thiere zu sehen war, und zum großen Leidwesen der hohen Jagdgesellschaft und des verdakten Forstpersonals fiel die Jagdbeute in dem ohnehin wildarmen Jagdreviere recht kärglich aus. Niemand wußte, wer das Hochwild verjagt haben könnte. Wer beschreibt aber in diesem Jahre den Schrecken der Waidmänner, als auch bei der kürzlich abgehaltenen Hochwildjagd von ziemlich einem Duzend Stück gegogenen Wildes nur ein einziges die Schußlinie passirte. Die Jagdgäste waren natürlich hierüber abermals nicht sehr erfreut, und mit der fröhlichen Jagdstimmung war es auch für dieses Mal wieder gründlich vorbei. Vor einigen Tagen nun gelang es dem Forstpersonale, den Grund der eigenthümlichen Erscheinung aufzudecken. Ein Waldarbeiter, den man mit der Pflege und Abwartung des Hochwildes betraut hatte, hatte sich an die prächtigen Thiere gewöhnt, daß er es nicht über das Herz bringen konnte, dieselben dem Tode zu überliefern. Deshalb ließ er die Thiere am Tage vor der Jagd in das benachbarte Revier und so kam es, daß nur ein einziges Stück Hochwild zur Strecke gebracht werden konnte. — Wir haben es übrigens einmal erlebt, daß man einen ehrbaren Staatsanwalt auf einen bereits todt geschossenen Hasen losknallen ließ, den man mit einer Strippe lenkte. —

— **Volksthümliche Universitätsvorträge.** Am 22. Februar beginnt an der Wiener Universität der dritte Zyklus derartiger Vorlesungen. Es wird vorgetragen werden über: Elektromagnetismus (mit Experimenten); Physiologie der Sinnesorgane (mit Demonstrationen); die bildenden Künste im frühen Mittelalter (mit Skulpturdemonstrationen); die Polarforschung, ihre Geschichte und Ergebnisse; Geschichte Napoleons I.; Verkümmungen der Wirbelsäule und Gliedmaßen (mit Demonstrationen); Bauernbefreiung und Grundentlastung in Oesterreich; Vorgeschichte der altklassischen Länder; Nerven (mit Demonstrationen); den neuen Zivilprozeß; Franz Grillparzer; römische Geschichte (III. Theil); Chemie (mit Demonstrationen); Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert; Hygiene (Trinkwasser); die allgemeinen Rechte der Staatsbürger; elektrische Beleuchtung und Kraftübertragung (mit Experimenten und Exkursion); krankhafte Vorgänge im Nervensystem. — Jedes dieser Unterrichtsfächer wird in einem sechswochenentlichen Kursus behandelt, für den ein Unterrichtsgeld von 85 Pf. erhoben wird. —

— **Kleine Zuckerkonfabrikanten.** Unter dieser Stichmarke schreibt der „Prometheus“: Im Jahre 1852 fand der Chemiker Pelouze in den Früchten der Eberesche, nachdem sie einige Zeit in einem Gefäße gestanden hatten, eine zuckersüße krystallisirbare Substanz, die er Sorbin oder Sorbose nannte, und der Glucose, Galaktose und ähnlichen Zuckerarten anreichte. Auffälligerweise konnte dieselbe Substanz später von Byschl, Dells und anderen Chemikern weder in den frischen noch in den gegohrenen Vogelbeeren wieder gefunden werden, und auch Professor Bertrand gelang dies in neuester Zeit nicht, bis er eine zur Gährung aufgestellte Portion der Vogelbeeren von der ziegelrothen Essigsäure (Drosophila funebris) besucht sah, die allem Anscheine nach einen kleinen Mikroben mitbrachte, der sich rasch vermehrte und binnen kurzem eine reiche Zuckermenge in dem Saft erzeugt hatte. Uebrigens giebt es von diesem, im Herbst mit seinen mennis bis zimberrothen Beerenolden die Straßen prächtig schmückenden Baume auch eine Abart, welche direkt süße Beeren reift. —

— **Die Kerzte in Korea** sind, wenn man dem in Söl erscheinenden, von Missionären herausgegebenen „Independent“ glauben darf, die reinen Schinder. Die Medizin, die sie verschreiben, wirkt oft ganz fürchterlich. Am schlimmsten ist aber eine eiserne Nadel, Tschim genannt, die von diesen „Heilkünstlern“ benutzt wird. Sie ist drei bis fünf Zoll lang und hat eine sehr feine Spitze. Die Kerzte tragen dieses Instrument gewöhnlich lose in der Tasche, ohne es einzuwickeln. An Reinigung nach dem Gebrauch denkt man nur

ganz gelegentlich einmal, weshalb die meisten derartigen Nadeln sehr schmutzig aussehen und den schönsten Nährboden für Bazillen aller Art abgeben. Gleichwohl stechen die Nadeln ihren unglücklichen Opfern bei dem geringsten Anlasse von innerlichen Schmerzen damit unter die Bauchhaut, was häufig den Tod herbeiführt. —

**Literarisches.**

— Goldschmied Leonor: „Im Morgengrauen.“ Soziale Novellen. Berlin, 1897. Verlag von August Drobner. — Vergern und freuen zugleich muß man sich, wenn man die letzte Seite des dünnen Bandes ungelesen; freuen, daß es noch Schriftsteller giebt, die neue Stoffe zu finden wissen, ärgern über die Art, wie Herr Goldschmied seine Stoffe verknüpft. Von den drei behandelten Stoffen sind zwei die Aktualität selbst. In „Troll“ wird ein Streit der Kinder geschilbert, die beim Zuckerrübenbau beschäftigt werden, in „Die Auserziehung“ findet ein Zumpenfammler in einer Arbeitslosen-Versammlung seine Menschenwürde wieder. Der Autor ist technisch nicht unerfahren. Er beherrscht und schreibt den Berliner Dialekt schier wie ein zweiter Arno Holz, er sucht mit heißem Bemühen nach neuen Wendungen und Ausdrücken, aber gerade hier zeigt er auch am klarsten, daß er keinen Geschmack besitzt. Bei ihm „knallen die Blaubloufen“, „stinkern die Trompeten vorbei“, „wuppern und büscheln“ die grünen Maien vorüber. Er kennt halbtaube „Schotteln“, schwarze „Fitzlöb“, und das Dorf „gluht“ starr in die Landstraße. Er hat schon die „Lockenqualen“ gesehen, „Augenringe“, die sich „bohrend“ erheben, und er hat gehört, wie Hufe „weich ausschallen“. Herr Goldschmied läßt in der Novelle „Troll“ einen ausrufen: „Ach was, alle Welt muß, muß dichten!“ Nun, ab und zu wäre es schon angezeigt, wenn Dichter, wie der Autor, nicht jede Dummheit, die ihnen durch den Kopf fährt, sofort zu Papier brächten und mit Eilbrief in die Druckerei schickten. —

**Kunst.**

Aus dem Kunstleben Berlins ist nicht viel zu berichten. Die Ausstellung des „Westclubs“ bei Schulte (einer Künstlervereinigung, die seinen gemeinsamen Grundzug aufweist) bietet diesmal kaum eine besondere Anregung; bei Gullitt sollen heute neue Werke von Ury und Louis Corinth aufgestellt werden; und über die Ausstellung der „Bausteine“ im Architektenhause schweigt man besser ganz. „Geschenkte Kunst“ ist da zu sehen. Die Berliner Künstler haben eben ein paar Hundert ihrer Ladenhüter oder vergrabenen Studien hervorgeholt. Der Ertrag aus dieser geschenkten Kunst wird für den Bau des neugeplanten Künstlerhauses mit verwandt. —

**Geographisches.**

— Von auffallenden landschaftlichen Veränderungen in geschichtlicher Zeit im Kanton Zürich spricht eine Notiz der Pariser „Revue Scientifique“, deren Gewährsmann allerdings nur unbestimmt als ein deutscher Geograph bezeichnet ist. Dieser Ungenannte hat eine Karte des Kantons Zürich aus dem Jahre 1667 im Maßstabe von 33/100 der natürlichen Größe mit den neuesten Aufnahmen derselben Gegend verglichen und hat daraus beträchtliche Veränderungen in dem landschaftlichen Charakter derselben festgestellt. Fast alle Seen haben von ihrer früheren Ausdehnung einen Theil verloren, mehrere davon sind in diesen zwei Jahrhunderten völlig verschwunden. Von 140 Seen, welche die alte Karte verzeichnet, sind auf den heutigen Karten bereits 73 verschwunden. Das mit Wald bestandene Gebiet hat sich um 10 pCt. durchschnittlich vermindert, die mit Wein bestandene Bodenfläche um 25 pCt. vermehrt. —

— Der höchste Berg Japans ist der Mount Morrison, er ist 18800 Fuß hoch. unlängst wurde er von einigen Japanern bestiegen. Sie fanden auf dem Gipfel eine Temperatur von 40 Grad Fahrenheit. Der Berg ist kein Vulkan, wie man bisher annahm. Bis zu einer Höhe von 6000 Fuß ist er dicht mit Cedern bewachsen. —

**Technisches.**

— Der höchste Schornstein der Welt ist nach dem „Gewerbeblatt aus Württemberg“ der Schornstein in der königlich sächsischen Harbrüchener Schmelzhütte bei Freiberg in Sachsen, der den Zweck hat, die beim Abdröhen der Erze freier werdenden Gase in die Lufte zu führen. Seine Höhe beträgt 140 Meter, ist also nur 21 Meter geringer, als die des Ulmer Münsters. Die lichte Weite nimmt von unten nach oben von 5 Meter auf 2,5 Meter ab. Die Ausführung bot vielerlei Schwierigkeiten technischer und anderer Natur; trotzdem war das Werk ein Jahr nach Beginn des Baues fertig; an Ziegelsteinen wurden 1 079 200 Stück verbraucht, ebenso 15 260 Kilogramm Eisen- und Kupfertheile. Die Gesamtkosten betragen 130 000 M. Nur 8 Meter niedriger als dieser ist ein anderer Schornstein, zu dessen Vollendung aber sechs Baujahre erforderlich waren; derselbe befindet sich zu Port Dundas bei Glasgow; der nächste, der Größe nach, ist ebenfalls in der Nähe von Glasgow, in St. Killoch; seine Höhe beträgt 132,7 Meter, die Bauzeit betrug drei Jahre und es waren zu seiner Vollendung 1 1/2 Millionen Ziegelsteine nötig. In der Nähe von Rachen befinden sich ebenfalls zwei solcher Riesen, der eine 131 Meter hoch, auf der Bleihütte zu Metternich, der andere 122,5 Meter hoch zu Stolberg. Der

letztere ist mit einer eingemauerten eisernen Treppe versehen, auf welcher er erstiegen werden kann. Was die eisernen Schornsteine anbetrifft, so finden sich unter denselben ebenfalls Exemplare von respektabler Höhe. Der höchste derselben befindet sich auf dem Eisenhüttenwerk zu Kreuzot in Frankreich und ist 85,3 Meter hoch. Diese eisernen Schornsteine sind bedeutend schneller herzustellen, als die aus Stein gebauten. So erforderte der 83,8 Meter hohe Schornstein der „Pearson and Knowles Coal and Iron Compagnie Worthington“ nur 11 Wochen Zeit zu seiner Aufstellung. Derselbe ist aus 308 Blechen zusammengesetzt, welche durch 17 000 Nieten zusammengehalten werden. Das Gesamtgewicht aller Eisentheile beläuft sich auf 115 Tonnen. Der merkwürdigste aller Schornsteine jedoch dürfte der auf der Weltausstellung zu Chicago errichtete „Musterschlot“ gewesen sein. Derselbe war nämlich vollständig aus Stahl hergestellt, und zwar betrug die Dicke des Stahlbleches an der Basis 10 Millimeter, an der Spitze 4 Millimeter. Er hatte eine Höhe von 75 Metern bei 2,85 Metern Durchmesser. Der untere Theil trug eine Verkleidung von feuerfesten Ziegeln, welchen durch Winkelisen ein fester Halt gegeben war. Diese Winkelisen sind wiederum mit den Stahlblechen vernietet. Um das Blech gegen Korrosion zu schützen, war dasselbe innen und außen mit einem Anstrich versehen. Die Herstellungskosten sollen sich auf ca. 7000 Dollars belaufen und das Gewicht soll 250 Tonnen betragen haben. —

**Humoristisches.**

— Ganz sonderbar! Serenissimus hat sich auf der Jagd müde und hungrig gelaufen und möchte gerne etwas essen; die Gfassen befinden sich aber in ziemlicher Entfernung. Darum sagt der Forstmeister: Geruhen Durchlaucht, im Forsthouse hier in der Nähe einzutreten — ? Es dürfte, vielleicht — Durchlaucht: Verstehst du — ä — famosere Gedanke. Improvisierte Mahlzeit — — äh! Gehen wir! — — Im Forsthouse wird die Frau Försterin dem hohen Herrn vorgestellt. Durchlaucht: Ach — hm! Freut mich, liebe Frau. Also — — ich lade mich ein. (Nacht vergnügt.) Ausgezeichnet! (Nacht noch vergnügt.) Was — hm — (denkt nach) — ja — was giebt es denn — hm bei Ihnen zum Diner? Försterin: Zwetschkentüdel, Durchlaucht. Durchlaucht: Was — ? (Zum Forstmeister:) Was sagt die Frau? Forstmeister: Zwetschkentüdel, Durchlaucht. Durchlaucht (kopfschüttelnd): Merkwürdig — das ist — dieses Gericht — habe ich noch nie gesehen. — Forstmeister: Klöße mit Pflaumen, Durchlaucht. Durchlaucht: Ah so, so! — Verstehst du nun. — Die Zwetschkentüdel kommen auf den Tisch, und Serenissimus schneidet den ersten auf. Dann blickt Durchlaucht verwundert bald auf den Teller, bald auf den Forstmeister. Sein Erstaunen scheint sich gar nicht lösen zu wollen. Endlich fragt er: — hm — sagen Sie mal, lieber Forstmeister — äh — diese Knödel — wer hat das gekocht? Forstmeister: Die Försterin, Durchlaucht. Durchlaucht: So! Seltsam — äußerst seltsam — — bitte, rufen Sie mal die Frau! — (Dann zur Försterin): — Also — liebe Frau — diese Klöße haben Sie zubereitet? Försterin: Jawohl, Durchlaucht. Durchlaucht (nach langem und angestrengtem Nachdenken): Aber — ich begreife noch immer nicht — hm! wie denn — äh — eigentlich die Pflaumen hier hineinkommen — (schneidet einen zweiten auf) — und hier — (einen dritten) — und hier! — — Es ist doch — äh — hm — nirgends ein Loch! —

**Vermischtes vom Tage.**

— Im Dezember vorigen Jahres sind 115 Schiffe, 92 Segelschiffe mit 32 960 Registertons und 23 Dampfer mit 16 556 Registertons verloren gegangen. —

— Auf der Zeche „Konstantin der Große“ bei Bochum verunglückten vier Arbeiter, davon zwei in der Kokerei und zwei in der Grube. Von den ersteren wurde einer von den nachfallenden Kohlen im Kohlenturm erschlagen. —

— Das Kabel Emden-Vigo hat unsern der englischen Küste bei Dungeness im niedrigen Wasser eine Beschädigung erlitten, wahrscheinlich durch Treibeis. Die Wiederherstellung ist bereits im Gange. —

— Ein großer Fischzug wurde unlängst von Rastauer Fischern mit einem Eisgarne am Eingange der Strumminer Bie (Zufel Uedom) gemacht. Es wurden für 9000 M. große Fische, meist Zander und Bleie gefangen. —

— Schiffsunglück. Das norwegische Schiff *Naurama*, vermutlich von Bilbao kommend, wurde entmastet und von der Mannschaft verlassen angetroffen und an die französische Küste geschleppt. Ein lebender Hund war noch an Bord. —

— In New-York ist der Opernsänger Castlemary auf der Bühne gestorben, während er die Rolle des Tristan in der Oper „Martha“ sang. —

— Amerikanisches Progenthum. In New-York veranstaltet der Millionär Bradley-Martin dieser Tage einen Maskenball. 1800 Personen sind dazu eingeladen worden; die Kosten werden auf 200 000 M. geschätzt. —

— Von der Pest. In Bombay sterben jetzt auch die Geier, welche die Leichname auf dem „Thurne des Schweigens“ (der Begräbnisstätte der Parsen) verzehrten. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 14. Februar.